

Widmung

Hallo, Freunde!
Wo seid Ihr?
Freunde von HDH,
von Hanns Dieter,
vom Hüscht!

Ältere Freunde,
Waret Ihr nicht dabei,
als Tucholsky seine blaue Wolke
über der Mainzer Uni-Aula parkte
und sein linkes Ohr herschickte,
um an jenem Abend selber zuzuhören?
Jüngere Freunde,
Seid Ihr in Ämtern und Würden erstickt,
in Vorurteilen ertrunken,
mit Orden und Ehren bewaffnet,
unter Schaff und Raff begraben?
Junge Freunde,
Kennt Ihr den Hüscht immer noch nicht?
Ihr verpasst etwas, also beeilt Euch!

Hallo, Freunde, wo seid Ihr?
Kommt alle her und lest
wie allzeit gut der Hüscht!

J. W.



„Vom Himmel fallen immer noch Schwäne“

Ich möcht ein Clown sein“, sang er stets zu Beginn und zum Ende seiner Vorstellungen. Kein großer Held, wolle er sein, sang er, ist aber ein Großer seiner Zunft geworden. Doch was heißt in seinem Falle Zunft? Er blieb ein Einzelgänger, war nur für wenige Jahre im Quartett zu erleben, allein kehrte er später ins Mainzer Unterhaus zurück. HDH, Hanns Dieter, der Hüscher, hat seine niederrheinische Stammheimat nie verleugnet, im Gegenteil, er hat ihr warmherzig anerkennende Lieder und Geschichten gewidmet und bezeichnet sich selbst als das „Schwarze Schaf vom Niederrhein“. Seine Vorfahren waren Bauern, Gastwirte, Beamte, Rheinschiffer und ein trompeteblasender Onkel, und die Familie wünschte sich einen „Studierten“. Doch nach einem einzigen Semester Medizin in Gießen wollte der Neffe lieber Opernregisseur werden – und begann in einem Zimmertheater kleine Rollen zu spielen – „meist tote Soldaten und schweigsame alte Männer“. Ab 1946 in Mainz, studierte er dort Literaturgeschichte und Theaterwissenschaft. 1949 tritt er mit einem ersten Kabarett Solo-Programm vor die (studentische) Öffentlichkeit: „Das literarische Klavier“. Erster Erfolg kam 1956 mit seiner Gründung der „arche nova“ in Mainz. Die weiteren Programme hießen: Cabaretüden, Opus Pokus, Chansons, Gedichte und Geschichten, Eine schöne Gesellschaft und Enthauptungen. Bald schon wurde er „Deutschlands bekanntester und einsamster Solokabarettist“. Und über meine Professoren hinaus bis heute mein Philosoph!

Die aus Trümmern kaum wieder erwachte Uni-Stadt besinnt sich nicht nur auf Handkäs, Zahnpasta und Schuhwichse, sondern genauso auf ihre karnevalistische Tradition. Sie hat ein Gespür für den jungen Dichter und ehrt ihren

zu Ruhme kommenden Neubürger nicht zu knapp – später und auf Gegenseitigkeit. In Baden-Baden beim Hörfunk des SWF hält Guy Walter seine schützende Hand über ihn, aus der wenigstens kleine Honorare fließen. Marianne, genannt Jeanne, war seine erste Frau, die er in den köstlichen Geschichten der drei Frieda-Bücher feiert. Marianne ist Frieda. In den ersten Jahren bewohnen sie mit Tochter ein einziges kahles, nasses Zimmer in einer ehemaligen Kaserne. Nach Mariannes allzu frühem Tod zieht er den Rhein hinab nach Köln, wo der „Immi“ lange Jahre an Groß St. Martin wohnt und ein veritabler Kölner wird. Die Auszeichnungen, die er in Mainz erhält (Ehrenbürger der Universität) und erst recht die, die in Anerkennung seines Lebenswerks eigens für ihn geschaffen wird („Kabarett-Oscar“), werden nur von der Ernennung zum Ehrenbürger von Moers – seiner Heimatstadt – übertroffen. Also ist er irgendwie und gegen seinen Willen doch ein großer Held geworden.

HDH ist einer, der immer noch ein Lächeln in unsere grauen Tage bringen will. Einer, der unsertwegen Clown sein möchte, „damit die anderen lachen und ihrem Nachbarn keine Schande machen“. Einer, der noch immer auszieht, „um Purzelbaum auf allen Straßen zu schlagen“ und der „nicht zu allem Ja und Amen sagen“ will. Einer auch, der möchte, „dass die Welt mal lächelt, eh’s zu spät ist“, weil sein Herz „ein lustiger Planet ist“. Das jedenfalls ist der spitzbübische Willkommensgruß, den er sich stets selbst zuruft, wenn er einleitend am Klavier sinniert, als wäre das Publikum noch gar nicht da, dafür aber seine „Frieda“. Von der er jahrzehntelang behauptet, dass sie „ein romantisches Wesen ist“. „Frieda“, das war der allgegenwärtige Schatten, der sich mit klugem Rat über seine Programme und Auftritte legte, vor allem in den aufsässigen 60er Jahren. Auch sie, aus Essen gekommen, war Wahl-Mainzerin und ruht dort in Frieden.

Hüsch – Autor, Komponist, Interpret, unentwegter Wandersmann durch Volkshochschulen, Universitäten, literarische Zirkel, kirchliche Akademien und, als Schauspieler wie andere, auf den großen Bühnen der Theater in Hamburg und Basel – guckte bis vor kurzem hier und da in die Töpfe und die Köpfe, überall dort, wo man Deutsch versteht – und bald auch ihn. Das geschah in echten Fan-Gemeinden, die sich hallenfüllend ausgewachsen haben. Nun wird er ruhiger, muss es sein, eine böse Krankheit hat ihm ein Bein gestellt, der Schlag ihn gerührt, – und doch wollen wir für ihn hoffen, dass er sich für eine gute Zeit lang noch zurücklehnen kann wie Gott Vater am Siebten Tage. Aus dem Himmel will er dann noch einmal zurück auf die Erde, sagt er, „um festzustellen, dass es zwischen Himmel und Erde keine großen Unterschiede gibt, nur den einen: Im Himmel stirbt man nicht mehr“.

„**K**ammerclown“ und „Minnespötter“, Auto-Ironiker“ und „Psycho-Komiker“, so nannte er sich selbst schon in den Mainzer Jahren. Gefragt, ob der Applaus nicht die Bankrotterklärung des Kabarett sei, erwiderte er schroff: „Diese TEE (heute ICE)-Fritzen und feinen Nerzstola-Damen, die sich bei mir einen netten Abend machen wollen, sind nicht mein Publikum. Ich schreibe an der Tagesgeschichte vorbei. Mein Thema ist: Der Mensch. Nicht nur der deutsche Mensch, nicht nur der Mensch als Partei- oder Vereinsmitglied. Mein Ziel ist: Misstrauen gegenüber dem Menschen überhaupt zu wecken. Aber wer will das schon hören?“ Frage an ihn: Sind Kabarettisten denn bessere Menschen? Antwort: „Nein, im Gegenteil. Sie sind viel unmenschlicher als die Leute, die sie angreifen. Ich bin für den Dialog. Ich misstraue mir selbst auch ständig. Warum sollen gerade die Kabarettisten den Stein der Weisen gefunden haben?“

Damals, als ich ihn an der Mainzer Uni kennenlernte, war er Mitte zwanzig und so jung wie sein Metier, das literarische Kabarett, von dem eigentlich niemand ganz genau

weiß, wie alt es ist und wo es, wenn nicht in Paris, dann in Berlin, erfunden wurde. Der Hüsch, geboren „zwischen Schlacke und Schilf“ am 6. Mai 1925: ein Gesicht wie eine Landschaft im April, eine Stimme wie ein Horn im Nebel, Hände wie gemacht zum Winken – zur Begrüßung und zum Abschied. Ein Sänger, ein Poet, ein Troubadour, der für eine scheinbar einfache und eine höchst anspruchsvolle Liebe wirbt, die Nächsten- und konsequent die Feindesliebe. Eine Aussage, die von vollgeladenen Wörtern nur erschlagen würde. Es sind scheinbar beiläufige, unbeabsichtigt dahingesetzte Pinselstriche von leichtem Zug, mit denen er in Gedicht, Chanson, Story und Bericht uns, seine Mitmenschen, zeichnet – ohne sich selbst dabei zu vergessen. Es sind äußerlich alltägliche Schnurren, die er sich selbst und einst auch seine „Frieda“ miterleben lässt, wenn sie sich erst umständlich streiten, um sich dann wehmütig zu versöhnen. Aber wer genauer zuhört, kann erfahren, was Hüsch wirklich will und mit Miene und Geste deutet, und der erkennt in der spielerischen Form den ernstesten Kern, im Meister der Ironie den „stillvergnügten kleinen Held“, der er sein möchte. Inzwischen ist manches davon durch Skurrilitäten verdeckt.

Hanns Dieter Hüsch machte Kabarett wie auf Leben und Tod, mit Frau und Tochter auf Sein und Nichtsein, auf eigene Rechnung im tückischen Wind des Applaus' – so war es jedenfalls früher. Man nahm ihm seine Empörungen ab. Seine Sozialkritik konnte von beißender Schärfe sein. Tagespolitisch wurde er nie – und wird es heute erst recht nicht mehr. Es ging ihm um größere Zusammenhänge. Worum es ihm bis zu seinem bisher letzten Auftritt gegangen ist, über die Unterhaltung hinaus, weiß ich nicht. Eines wird aber das stille Programm seiner Auftritte gewesen sein: die Wahrung des Menschlichen, das Bild des geängstigten, entwürdigten, bedrohten, doch heil gedachten Menschen. Wen kann es wundern, dass er inzwischen auch auf Kirchenkanzeln predigt? Bei Kirchen- und Katholikentagen auftritt?